

2. Rundbrief

MiraPlikat
3. Februar 2010

Ich wohne in Chile. Diesem unglaublich langen dünnen Land am Ende der Welt. Sogar schon ein halbes Jahr.

Jetzt ist es wirklich schon so, dass mehr Zeit in Chile hinter mir liegt als vor mir. Das ist ein neuer Gedanke, der mir anfangs unheimlich erschien. Nun wird mir klar, was mir einige ehemalige Freiwillige in Deutschland sagen wollten und was ich mir nicht vorstellen konnte:

Ein Jahr geht unglaublich schnell herum.

Wenn ich darüber nachdenke, ist es aber nur logisch und wenn ich zurückblicke liegt wirklich schon ein halbes Jahr hinter mir. Ein herausforderndes, spannendes sowie entspannendes, lehrreiches und eindruckvolles halbes Jahr.

Nun habe ich das Gefühl hier zu wohnen. Hier zu wohnen anstatt mich nur gerade hier aufzuhalten.

Schon so lange, dass ich die Eigenarten des chilenischen Lebens schon nicht mehr als eigenartig wahrnehme, sondern als normal. Als chilenisch halt.

Chile ist das schönste Land, das ich je kennengelernt habe.

Das bekommt man auch von jedem Taxifahrer bestätigt, der stolz von seinem Land sagt: „Chile hat alles: Es hat die vielfältigste Landschaft, die man sich nur vorstellen kann: großes Gebirge, Wüste, Strandküste, Urwald, Gletscher“. Und ich glaube ihm, obwohl weder er noch ich annähernd alles von dieser Vielfalt entdeckt haben.

Abgesehen von der Vielfalt der Natur scheint ebenso die Gesellschaft genauso wenig in eine Schublade zu passen.

Chile als Land sowie die Chilenen zu charakterisieren scheint demnach unmöglich. Wenn man es trotzdem tun würde, könnte man sagen:

Die Chilenen an sich nähmen das Leben nicht so schwer. Die Chilenen an sich wären herzliche Menschen. Der Chilene an sich wäre ein Macho. Der Chilene an sich wäre ein Gentleman. Die Chilenen an sich wären sehr spontan. Die Chilenin an sich hätte schon ziemlich früh Kinder. Die Chilenen an sich, feierten gerne. Der Chilene an sich hätte einen Hund. Der Chilene an sich bliebe bei seiner Familie wohnen, bis er verheiratet ist. Die Chilenen an sich wären stolz, Chilenen zu sein. Der Chilene an sich hätte eine große Familie und ein soziales Netzwerk, dass ihm in seinen Angelegenheiten weiterhilft. Die Chilenen an sich kümmerten sich eher weniger um Kleinigkeiten, solange der Zweck erfüllt wird.

Wenn man aus Deutschland kommt und es gewohnt ist immer und überall Sicherheitsvorschriften vorzufinden, findet in Chile zwar keinen Anschnallgurt im Auto, dafür aber vier Sicherheitsbeamte im Supermarkt.

Das erscheint vorerst merkwürdig. Die vier Sicherheitsbeamten sowie die weiteren vier Kassierer an den separaten Kassen und die „Ware-Herausgeber“, an wiederum einer weiteren Theke stehen jedoch für ein Arbeitsplatzepotenzial, von dem man in Deutschland nur träumen kann.

Außerdem sind einige Dinge einfach nicht so eng zu sehen, damit würde man sich sein Leben auch unnötig beschweren. Denn es gilt: Lebe den Moment!

Wenn ich mir ein Taxi bestelle, jedoch ein anderes Taxi meinen Weg kreuzt, bevor das gerufene eingetroffen ist, nehme ich natürlich dieses, es war schließlich früher da und bringt mich schneller an mein Ziel.

Auch Verabredungen sind nicht so ernst zu nehmen, weil ja immer etwas dazwischen kommen kann, schließlich ist der Moment, den man gerade lebt, wichtiger als das, was danach kommt, sodass man alles aufschieben kann mit „un rato mas“ (=ein bisschen später).

Demnach kann jeder Tag voller Überraschungen sein, und wenn man merkt, dass das Taxi ohne Anschnallgurte und Tacho und der Bus ohne Tür trotzdem immer an sein Ziel kommt und der Busfahrer sogar seine Gäste, zwar ein bisschen gelangweilt aber dennoch herzlich verabschiedet, fängt man an, diese Art zu leben zu lieben.

Das „un-rato-mas-Prinzip“ kann man auch auf die Ernährung der Chilenen übertragen: Im Hier und Jetzt leben und das „gute“ Essen genießen und nicht daran denken, ob man vielleicht ein bisschen später fettleibig davon werden könnte. Das wär ja auch doof, sich jetzt schon mit Problemen zu befassen, die man noch gar nicht hat.

Nachdem die alte und kranke Frau im Obdachlosenheim Hogar de Cristo mir scherzhaft erzählt hat, sie sei fünfzehn Jahre alt, erklärt sie mir, dass genau alle diejenigen Menschen, die auf die fünf Esslöffel Zucker im Tee verzichten würden, diejenigen wären, die Diabetis kriegten. Daraufhin stiftet sie ihren Kollegen Don Manuel an, er solle doch mal die Antenne des Fernsehers richtig rücken, immerhin wäre er doch noch relativ „sanito“ (=gesund).

Sie klagt selten über ihre Schmerzen, höchstens über die Hitze in San Felipe, aber darüber klagt jeder San Felipianer. Jeder. Immer und gerne.

Denn hier herrscht nun schon seit drei Monaten ein für San Felipianische Verhältnisse zwar frischer, für mitteleuropäische Verhältnisse aber sehr sehr heißer Sommer.



Die ziemlich langen Eingewöhnphasen die Arbeit betreffend sowie die groben Sprachschwierigkeiten liegen lange hinter mir.

Die letzten drei Monate waren geprägt von viel Abwechslung:

In den Projekten sowie außerhalb der Projekte, gesellschaftlich und politisch: überall gab es Wechsel.

Das grosse Thema der letzten Zeit war der Wahlkampf um den Regierungswechsel und später der neue chilenische Präsident Sebastian Piñera der rechtskonservativen Partei.

Zwei Monate lang war San Felipe mit Wahlplakaten zu gepflastert gewesen, sodass man nirgendwo hinschauen konnte, ohne in mindestens zwanzig dieser optimistisch lächelnden Kandidatengesichter zu schauen. Letztendlich wurde in der Stichwahl am

17. Januar zwischen dem Kandidaten der Christdemokraten, Eduardo Frei und dem Kandidaten der rechtskonservativen Partei, Sebastian Piñera der Letztgenannte mit einem sehr knappen Wahlergebnis (51,6%) zum neuen Präsidenten Chiles gewählt.

Dieses Ergebnis löste vor allem unter den Sozialarbeitern, mit denen ich gesprochen habe, Erschütterung aus. Sie befürchten, dass nun eine längere Ära einer rechten Regierung bevorsteht.

Auch wenn nun seit der Diktatur unter Pinochet wieder der erste rechte Präsident an der Macht ist, wird sich jedoch wohl innerhalb der nächsten vier Jahre weder im negativen noch im positiven Sinne viel ändern, geschweige denn die Wahlversprechen (Arbeitsplätze, weniger Kriminalität...) komplett erfüllen lassen (siehe binominales Wahlsystem oder Bericht von Julius Fastabend).

Die von mir im ersten Bericht erwähnte „neue“ Tia im Mädchenheim Buen Pastor wurde nach ihrer Probezeit entlassen, sodass den ganzen Dezember über das älteste Mädchen (20 Jahre) in dem Haus, in dem ich arbeite, die Tia vorübergehend ersetzte. Dies klappte erstaunlicherweise sehr gut und die Mädchen erledigten den Haushalt sehr selbstständig und gemeinschaftlich, da sie anscheinend mehr Respekt vor dem älteren Mädchen haben, das mit ihnen schon Jahre dort wohnt, als vor einer mehr oder weniger fremden Frau.

In dieser Zeit ist mir klar geworden, wie schwierig der Job einer Tia in einem Heim wie diesem eigentlich ist. Gleichzeitig habe ich zu verstehen angefangen, wie es sein kann, in diesem Heim zu wohnen.

Die älteren Mädchen (ab 15 Jahren) hat die Entlassung der Tia in keinster Weise berührt, obwohl diese im Gegensatz zu der vorigen sehr viel persönlicher mit ihnen umgegangen ist. Bei einem Gespräch mit ihnen beim Vorbereiten des Abendessens haben sie mir erklärt, dass es ihnen nur darum ginge, dass „der Laden läuft“. Dass das Haus sauber ist, dass die Wäsche gewaschen ist und dass die Tia die Mädchen dazu bringt, ihre Pflichten zutun. Es hätte einmal vor zwei Jahren eine perfekte Tia gegeben, die streng gewesen sei aber gleichzeitig für einige Mädchen wie eine Mutter gewesen wäre. Jetzt suchten sie schon lange keinen Mutterersatz mehr in den Tias und das Heim sähen sie auch nicht als ihr Zuhause an. Das Zuhause ist dort wo ihre richtige Familie wohnt und nicht in der „Mädchenwohngemeinschaft“, in der sie sich eingesperrt fühlen.

Für die kleineren Mädchen gilt natürlich etwas anderes, obwohl diese auch schon leicht abgestumpft sind in Bezug auf den Wechsel der Tias in ihrem Heim.



Auch unsere Rolle als Freiwillige in einem Kinderheim ist sehr komplex und vorerst nicht so leicht zu durchschauen. Das typische Heimkind ist zäher als man vielleicht denkt. Und als

Neuankömmling empfindet man vor allem am Anfang Mitleid mit

den Kindern. Das ist komplett natürlich weil die Kinder bzw. Jugendlichen nicht die Beziehung zu ihrer Familie haben, wie man sie selbst hat, teilweise sogar misshandelt wurden und außerdem müssen sie in einem Heim wohnen, sehen ihre Eltern selten und sind immer nur eine/r von vielen.

All diese schlimmen Dinge haben die meisten von ihnen aber so stark, unabhängig und überlebensfähig gemacht, dass die von den Freiwilligen entgegengebrachte Weichheit bei manchen leider unangebracht ist und sie den Freiwilligen mit Leichtigkeit nach ihrer Pfeife tanzen lassen können. Andere wiederum brauchen aber genau diese „Weichheit“ und Wärme, um selbst zu lernen, dass man nicht alles durch anschreien und schlagen erreichen muss, sondern, dass es auch anders geht.

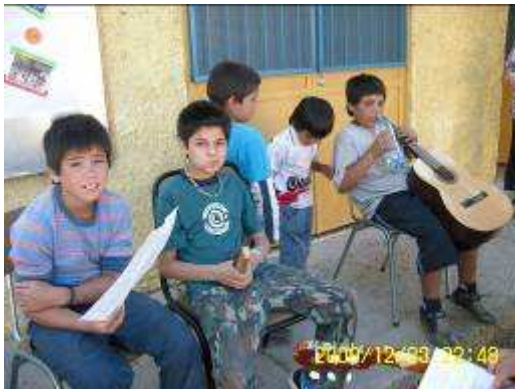
Praktisch muss jedes Kind individuell behandelt werden, was aber natürlich in einem Haus mit 15 Kindern nicht möglich ist. Also pendelt der Freiwillige zwischen Autoritätsrolle und Spielgefährte und diese Gradwanderung ist nicht immer einfach.

Zum Glück herrscht im Moment in meinem Fall im Buen Pastor eine gute Stimmung und mir hat vorallem die Arbeit dort in letzter Zeit wirklich Spaß gemacht.

Villa Industrial:

Nach dem wirklich schönen Weihnachtsabschlussfest am 17. Dezember ging das Centro Comunitario in dem Viertel Villa Industrial in die Sommerpause. In den Ferien sind die Kinder noch isolierter in ihrer Nachbarschaft, weil sie noch nicht einmal herauskommen, um zur Schule zu gehen. Deswegen besuche ich ab und zu die Kinder weiterhin, die jeden Tag zusammen auf der Straße spielen und

mache mit einigen von ihnen in der nächsten Woche einen Ausflug in den Zoo.



Mit einem elfjährigen Jungen verstehe ich mich besonders gut. Einmal saßen wir vor seinem Haus und haben ein bisschen auf der Gitarre herum geklumpert, als die Tür aufging und sein 12-jähriger Onkel eine von den fünf Katzen nach draußen scheuchte. Das Haus sah von außen schon sehr arm aus, aber ich war noch nie in einem Haus in der Villa Industrial gewesen. Es ging also die Tür auf und ich

konnte in das Haus hineinsehen und was ich sah hat mich wirklich geschockt. Es war nicht wie ein Haus, sondern eher wie ein zugestellter überdachter Hinterhof. Die festgetretene Erde diente als Boden, es standen Holzbalken herum und eine Kaffepackung, ein Feuerzeug und zwei Tassen auf einer Holzkiste deuteten an, dass dieser Bereich vielleicht als Wohnzimmer genutzt wird.

Auch wenn man es in den meisten Teilen von San Felipe nicht wahrnimmt und auch wenn man als Europäer von der Fortschrittlichkeit und dem guten Entwicklungsstand Chiles, dem reichsten Land Südamerikas, überrascht wird, gibt es doch Armut. Armut in einer Weise, die man aus Deutschland nicht kennt, auch wenn man in einem armen Viertel in Deutschland wohnt.

Die Schere zwischen Arm und Reich klafft sehr weit auseinander, was sich besonders im Bildungssystem niederschlägt: Die öffentlichen Schulen sind schlecht ausgestattet und deren Lehrer werden schlecht bezahlt. So schlecht, dass sie so viele Stunden in der Woche geben müssen, dass die Qualität und die Vorbereitung der einzelnen Stunden darunter leidet. Das komplette Gegenteil sieht man an den teuren Privatschulen, in

denen das Bildungsniveau um einiges höher ist. Dies sind schon einmal die schlechtesten Voraussetzungen dafür, den Armutskreislauf zu durchbrechen

In dem Moment fragte ich mich, was aus meinem elfjährigen Freund, diesem aufgeweckten und intelligenten Jungen einmal wird. Ob seine Familie es irgendwie geschafft haben wird, seine Studiengebühren zu bezahlen, oder ob er in zwanzig Jahren immer noch in seinem Viertel sitzt, im Sommer auf der Weintraubenplantage arbeitet oder ob er so geworden ist, wie viele Erwachsene in dem Barrio: kriminell.

Über Weihnachten bekam ich Besuch von meiner Mutter und meinem Bruder. Es war das erste Mal, dass mein Leben in Deutschland und mein Leben in Chile miteinander verschmolzen und ich meiner Familie meine Eindrücke in diesem Land zeigen konnte. Abgesehen von den tollen Tagen, die wir miteinander hatten, ist es schön, dass sie nun die Dinge, die ich ihnen von hier erzähle, nachvollziehen können und die Menschen kennen, mit denen ich zu tun habe, sowie die Orte, an denen ich mich bewege.

Das neue Jahr haben wir alle zusammen in Valparaíso begrüßt, in einer Menschenmenge am Meer sitzend und das Feuerwerk bestaunend.



Mit dem neuen Jahr nahm ich die Arbeit im Mädchenheim Buen Pastor und im Jungenheim Casa Walter Zielke wieder auf.

In beiden Heimen waren meistens nur die Hälfte der Kinder bzw. Jugendlichen anzutreffen, weil viele über die Ferien bei ihren Familien zuhause sind.

Die Jugendlichen, die nicht über die Ferien arbeiten gegangen sind, sind ziemlich gelangweilt und hängen sich gerne mal den ganzen Tag vor den Fernseher oder legen sich einfach schlafen. Bei den Jungs meistens aus dem Grund, dass sie am vorigen Abend lange unterwegs waren; bei den Mädchen dagegen aus purer Langeweile.



Deswegen hatte ich die Idee, den „Aufenthaltsraum/Tanzraum“ im Mädchenheim neu zu streichen, da dieser ehemalige „Dreckige-Wäsche-Ablageraum“ ziemlich alt und heruntergekommen war. Also brachte ich an einem Morgen alle nötigen Materialien mit, zerrte die Mädels von ihren geliebten Telenovelas und gab ihnen eine Streichrolle in die Hand. Nach anfänglichen Protesten, warum wir denn weiß strichen und nicht rosa und einer ausgiebigen Badepause im Planschbecken, hatte ich es dann nach einem langen Tag geschafft, mit den chaotischsten aller Mädchen den Raum neu zu streichen. Wenn sich die Direktorin erweichen lässt, werden wir in nächster Zeit auch noch farbig streichen und vielleicht bekommen die Mädchen ihr ersehntes rosa.

Mittlerweile hat die erst vor kurzem kennengelernte dritte Tia gekündigt (aus familiären Gründen), sodass ich letzte Woche die vierte Tia kennengelernt habe, die nun hoffentlich länger bleibt, als die beiden vorigen.

Im Januar sorgten das Zwischenseminar in Santiago und einige schöne Wochenendausflüge für Abwechslung und einige schöne Momente.

Nun fehlt nur noch wenig, bis das neue Schuljahr anfängt und ich von neuem Besuch aus Deutschland bekomme und im März auf Reisen gehen werde.

Weil wir sechs Freiwilligen uns so gut verstehen und die meiste Zeit gemeinsam verbringen, habe ich bis jetzt weniger Kontakt mit Chilenen außerhalb der Arbeit, als ich es erwartet bzw. mir gewünscht hätte.

Zum Glück bleiben noch fünf Monate Zeit, in denen ich es weiterhin genieße, hier zu sein und hoffentlich noch mehr in das chilenische Leben eintauchen werde.



Ich hoffe, ich konnte euch einen kleinen Einblick in mein Leben hier geben und sende euch sommerliche Grüße nach Deutschland.

Alles Liebe,

eure Mira